

Der Umbau der Komischen Oper in Berlin steht unter keinem guten Stern. Vor fünf Jahren wurde die Sanierung durch die Aufhebung des ersten Wettbewerbs verzögert (Bauwelt 5.2020). Jetzt entwickelt sich der zweite Skandal: Die Ende 2023 durch kadawittfeldarchitektur begonnene Sanierung und Erweiterung soll auf unbestimmte Zeit ausgesetzt werden.

Ohne ihr Haus ist die Komische Oper amputiert: Sie ist nur in der Komischen Oper zu Hause. Die Umsiedlung des Opernhauses nach Charlottenburg ist eine temporäre Maßnahme und ein Downgrade, der Saft und Kraft kostet. Da das Schillertheater weniger Platz und eine schlechtere Akustik hat, muss die Oper sowohl finanziell als auch künstlerisch einbüßen.

Das pompöse Theater in der Behrenstraße von 1892 wurde im Krieg teils zerstört, teils wiederaufgebaut und von einem Anbau der DDR-Nachkriegsmoderne eingerahmt, der eher Rückseiten-Charakter hat. Das Gebäude wurde seit den 1960ern nicht renoviert und war in marodem Zustand, die Decke über dem Publikum bröckelte und wurde gegen Ende mit einem Netz gesichert. Auch räumlich entspricht es nicht mehr den heutigen Anforderungen an ein Opernhaus. Die Instandsetzung soll die Dysfunktionalität beseitigen, der Neubau das aus verschiedenen Zeitschichten zusammengewürfelte Haus sammeln und zu Unter den Linden öffnen.

Wie andere Städte und Länder muss Berlin sparen, die Frage ist nur wo? Im Haushalt soll generell, in der Kultur mit zwölf Prozent besonders stark gespart werden. Trotzdem bleiben andere Subventionen unberührt. Der Preis von nur 10,20 Euro pro Jahr für einen Parkausweis macht Berlin mit Abstand zur günstigsten deutschen Großstadt für das Anwohnerparken, allein der Verwaltungsaufwand übersteigt die Einnahmen.

Die Opern- und Theaterhäuser Berlins sind weltweit bekannt und haben herausragende Bedeutung für den Tourismus. Mit einem Baustopp könnte kurzfristig ein bisschen Geld gespart werden, langfristig generiert er Kosten. Die Bühnen ausbluten zu lassen, bedroht also nicht nur die kulturelle Vielfalt, Exzellenz und Metropolitanität, sondern – komischerweise – auch die Wirtschaft der Hauptstadt.

Das ist nicht komisch

Marie Bruun Yde

ist nicht nach Berlin gezogen, um für den Opernbesuch nach Paris fahren zu müssen.



Fotograf der bösen Orte

An den Architekturfotografen Robert Conrad erinnert eine Retrospektive in der Berliner Galerie Parterre Text Wolfgang Kil

In den 1970er Jahren zog ein langhaariger Bursche mit seiner Fotokamera durch Greifswald, wie viele seiner Freunde getrieben von Wut und Verzweiflung über den beklagenswerten Zustand ihrer Stadt. Vom Weltkrieg durch kampflose Übergabe an die Rote Armee verschont, waren die alten Häuser später dem Verfall überlassen worden und nun sichtlich zum Abriss bestimmt. Auch deshalb hatte in der pommerschen Hanse- und Universitätsstadt eine aufmüpfige Jugendzene zunehmend Zoff mit der Obrigkeit. Robert Conrad war einer ihrer Ideengeber. Um angesichts des geplanten Stadtverfalls sich der eigenen Machtlosigkeit produktiv zu erwehren, begann er, die Altstadtstraßen systematisch durchzufotografieren, anfangs als empörtes Lamento der Anklage und Trauer, später im zornigen Willen, den Zeugnissen vergangener Jahrhunderte auch nach ihrem Verschwinden ein mahnendes Andenken zu bewahren.

Wie die meisten „Provinzrebell“ jener Jahre landete der Dokumentarist des alten Greifswald 1987 in Ostberlin. Auch der Prenzlauer Berg, das Sammelquartier der Andersdenkenden, war von Abrissplanungen bedroht. Die „Erneuerung“ der Mietskasernenstadt durch Plattenbauten war angekündigt und trieb die hiesige Szene um, bis sich schließlich Widerstand formierte. Weil er auch hier immense Verluste althergebrachter Stadtkultur kommen sah, begann Conrad die verwitterten Straßen und Hinterhöfe der nachkriegsgrauen Arbeiterviertel planmäßig zu erkunden, stets auf der Suche nach verblichenen Inschriften und anderen Zeitspuren an abgeblättern Fassaden und in abgelatschten Treppenhäusern. Dem Bilderschatz von Alt-Greifswald vergleichbar, entstand so eines der umfassendsten Dokumente vom Zustand des Prenzlauer Bergs kurz vor dem Mauerfall.

Kaum war der 1989 geschehen, war Robert